

Es gilt das gesprochene Wort!

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck
Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr

**Predigt im Pontifikalamt aus Anlass der Gesamtkonferenz der Katholischen
Militärseelsorge – Dienstag, 7. September 2025, 16:30 Uhr –
Dienstag der 27. Woche im Jk –
Gedenktag unserer lieben Frau vom Rosenkranz – Kirche Herz Jesu, Berlin**

Texte: Apg 1,12-14
Lk 1,26-38

Liebe Mitbrüder im geistlichen Amt,
liebe Schwestern und Brüder in den pastoralen Diensten der Katholischen Militärseelsorge,
liebe Soldatinnen und Soldaten,
liebe Gemeinde.

I.

Der Sieg der päpstlichen Truppen über die Türken in der Seeschlacht von Lepanto am 7. Oktober 1571 war der Grund der Einführung des Rosenkranzfestes in die Liturgie der Katholischen Kirche. Diesen Gedenktag feiern wir heute. Es war wiederum ein Sieg über die Türken in Ungarn, in Petrovaradin, am 05. August 1716, der dafür sorgte, dass dieses Fest auf Bitten Kaiser Karls VI. auf die ganze Kirche ausgeweitet wurde.

Diese enge Verbindung von Religion und Militär, von Gebet und Gewalt, von Macht und Herrschaft über Menschen gehört zur Geschichte der Christenheit seit ihren frühen Anfängen. Uns erinnert dieses Fest heute an einen kaum noch verstehbaren spirituellen, aber auch machtpolitischen und systemischen Zusammenhang zwischen Gebet und militärischem Sieg, der zu einem öffentlich von allen zu begehendem Fest führte, das zudem eines der innigsten katholischen Gebete berührte, nämlich das des Rosenkranzes. Dabei geht es um die Meditation

der Geheimnisse des Lebens, Leidens, Sterbens und Auferstehens Christi, wie auch des Lebens der Kirche.

II.

Heute stehen wir in einer gänzlich anderen Zeit. Wir leben, gerade auch in der Militärseelsorge, in ökumenischer wie interreligiöser Zusammenarbeit in gänzlich anderen Zeiten, zumal in einem stark nachsäkularisiert bestimmten Deutschland und Westeuropa. Die Frage der Bindung von politischen und militärischen Siegen an religiöse bedeutsame Inhalte sind uns in diesen Zeiten - Gott sei es geklagt – ebenso aus dem Ukrainekrieg, aus den Auseinandersetzungen im Staat Israel und dem Heiligen Land, in Palästina und Gaza bekannt. Es gibt nicht wenige Konflikte, die einen bleibend stark religiösen Charakter haben.

Hier aber leben wir doch in einer Welt, in der eher der Titel eines Buches des aus Münster stammenden Priesters und Pastoraltheologen Jan Löffelt stimmt und lautet: „Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt. Das Christentum vor der religiösen Indifferenz.“ (Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2024). Hier stellen sich die Wirklichkeiten gänzlich anders dar und zeigen, in welchen Transformationsprozessen wir heute leben, in der es für viele Menschen ungewöhnlich ist, dass Religion und ein Gottesbezug zwar als Fluchtpunkte für Transformationsprozesse beschrieben werden, aber der Glaube nur noch eine Möglichkeit unter vielen ist und dabei auch nicht die leichteste, um ein Wertesystem zu begründen, das ethisch verpflichtet und entsprechend bindet. Die im allgemeinen Bewusstsein als säkulare Option „verständene Lebenshaltung und Lebensdefinition“ transformiert sich dabei nicht nur in eine Religionslosigkeit, sondern gerade im Westen oftmals auch noch in eine gewissen Religionsfeindlichkeit.

Dabei fällt auf, dass es neben den vielen Menschen, die ohne jede Form von explizitem religiösen Bezug zu leben glauben, auch die gibt, die sich ethisch bestimmen wollen. Das, was allgemein mittlerweile „Spiritualität“ genannt wird, ist doch durchaus aktuell. Die damit einhergehende Selbsttranszendierung des Menschen, gerade hinsichtlich seiner Endlichkeit und seiner irdischen Bedürfnisse, bedeutet sehr deutlich nicht, dass es damit ein Transzendenzbedürfnis zu bestimmen gelte, dass Menschen grundsätzlich in Anspruch nimmt. Wohl aber ist oft zu hören, dass es eine neue Suche nach Sinn und Werten wie ihrer Begründung gibt, die viel mit der Suche nach Gemeinschaft und damit nach dem zu tun hat, was wir gerade nach dem II. Vatikanischen Konzil

in der Römisch-Katholischen Kirche mit dem Communiogedanken in Verbindung bringen. Dabei wird ein Dilemma offenbar, dass sowohl die restaurativen Tendenzen innerhalb unserer Gesellschaft im Blick auf das Religiöse, als auch der Reform zuneigenden Gruppen einsehen müssen, dass nämlich ein Dilemma der Nichtrelevanz für beide Optionen offensichtlich ist! Wir leben in Deutschland und Westeuropa vielfältig in einer nachsäkularen Gesellschaft, wissend, dass dies nicht dem Universaltrend hinsichtlich von menschlicher Suche nach Sinn und Religion entspricht. Dabei sind wir Christen sehr herausgefordert, vor allem durch ein Moment des Erschreckens, wie es Jürgen Habermas einmal in einem Interview vor gut einem Jahr (vgl. FAZ-Sonntagszeitung vom 1. September 2024, Nr. 35, S. 33) formuliert hat. Um diese Perspektiven zusammen zu binden, lohnt sich durchaus ein kritischer Blick auf die derzeitige Lage, in der wir uns innerhalb der Entwicklungen des Ukrainekrieges befinden.

III.

Zum einen hat uns der Angriff Russlands auf die Ukraine nicht nur aus dem Gefühl einer scheinbaren Sicherheit herausgerissen, wie sie vor allem seit dem Fall der Mauer und der Wiedergewinnung der Einheit Deutschlands viele Teile Europas bestimmt und bewegt. Es geht dabei um die eindrückliche Einsicht, dass die autoritäre Bedrohung, die von Seiten Russlands auf die Ukraine und somit auch auf uns kommt, nicht nur eine militärische ist. Allenthalben ist in der Welt zu beobachten, dass Autokratien versuchen, das Recht des Stärkeren an die Stelle der Stärke des Rechts zu setzen und dabei religiöse Narrative, mythische Erzählungen und Desinformationen zu benutzen, um Gewalt zu rechtfertigen. Es ist erschreckend genug, dass der Patriarch Kyrill aus Moskau den Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine als einen „Heiligen Krieg“ bestimmt, um angeblich die „geistige Einheit des Heiligen Russland“ zu verteidigen. Es sind gerade solche autoritären Regime, die sich, religiös unterstützt, oftmals im säkularen Gewand heute auf den meisten Kontinenten der Welt versuchen zu etablieren und dabei die Medien autoritär nutzen, um Gerüchte zu streuen, Demokratien zu destabilisieren und die klar zu ziehende Grenze zwischen Wahrheit und Lüge zu unterminieren und zu verwischen.

IV.

Ein Weg aus dieser so gefährlichen Form der Säkularität, die sich als Ausdruck der Neugewinnung von Macht zeigt, kann darin bestehen, aus der Ressource des christlichen Glaubens neu auf das Menschsein zu setzen. Als Margot Friedländer, eine der eindrücklichsten

Jüdinnen, die den Holocaust überlebten, vor Monaten in Berlin starb, wurde erinnert, dass sie ihre eigene Grundbotschaft nach dem Horror und Schrecken des Nationalsozialismus in zwei Worte gefasst hat: „Seid Menschen!“. Menschlichkeit kann ein Weg sein, sich neu der Säkularität auf der einen Seite und der Suche nach Gott und dem Religiösen auf der anderen Seite zu stellen, um das Christentum neu mit den spirituellen, strukturellen und gesellschaftlichen Formationen unserer Tradition zu verbinden.

Somit sind wir auf eine ganz neue Weise an den historischen Sinn des heutigen Festes erinnert, der Macht und Gebet, Kirche und Religion in der Gesellschaft am Ausgang des Mittelalters formuliert hat. Das kann aber auch dazu führen, aus christlicher Perspektive formulieren zu wollen, was mir als eine Kurzsichtigkeit eines oft konzeptionslosen Westens erscheint, nämlich das Fehlen von eigenen und rechtzeitigen Initiativen angesichts der Barbarei von Kriegen, die festgefahren sind und perspektivlos andauern, als eine Mitverantwortung zu verstehen, die eigentlich nicht gewollt sein kann und darf. Es geht stattdessen um ein neues Verstehen dessen, was, positiv gesprochen, die Verteidigungspflicht für unser Gesellschaftssystem meint, die die Demokratie und den Rechtsstaat zum Inhalt hat und erneut die große Frage nach dem Verständnis des Begriffs vom „Gerechten Krieg“ erwägen und beantworten muss.

Schon im Mittelalter wurden die Folgen auch eines, aus moralisch zweifelsfrei nachvollziehbaren Gründen geführten Krieges, der sogenannten „causa iusta“, als so gravierend eingeschätzt, dass weitere hohe Anforderungen gestellt wurden, um ihn zu rechtfertigen. Jeder Krieg müsse immer eine „ultima ratio“, eine letzte Wahl sein, also als ein Ausweg verstanden werden, der angemessen in der Wahl seiner Mittel die „ultima ratio“ und das „ius in bello“ miteinander verbindet. Der durch den Krieg hervorgerufene Schaden dürfe nämlich den zu erwartenden Erfolg nicht deutlich überwiegen. Darum brauche es immer wieder Kraft zu einem gerechten Frieden, der den Gegner darin einzubeziehen habe.

Solches formuliert unsere Tradition aus rechtem Grund, ohne dass dieser heute sehr realistisch umsetzbar wäre. Es muss jedoch bald eine Phase eintreten, in der auch wir deutlicher sagen können, auf welches Ziel denn die Entwicklung dieses Krieges realistisch hinauslaufe. Dahinter müsste auf jeden Fall auch immer wieder stehen, das Moment des Erschreckens vor den Folgen dieses Krieges nie außer Acht zu lassen, das uns zutiefst bewegen muss. Wir sollten nicht

vergessen, dass wir doch die Hoffnung hegen dürfen, dass es etwas geben müsse, was die Welt zum Besseren zu verändern fähig wäre. So könnten wir dann zeigen, dass wir Zeitgenossinnen und Zeitgenossen einer Welt und einer Generation sein wollen, der es vergönnt ist, an einer friedlichen Gesellschaft mit anderen Perspektiven teilzuhaben als bisher, die, wie wir wüssten, zu vielen unsäglichen Auseinandersetzungen geführt habe. Wir sollten bei aller Nüchternheit der Einsätze, gerade im Fall der Landes- und Bündnisverteidigung, nicht vergessen, dass wir das Ausmaß unseres eigenen Entsetzens über jede Form von Gewalt nicht unterdrücken dürfen, sondern uns darüber Rechenschaft abzulegen haben, wohin wir gehen wollen. Das Militärische kann zu einem gewissen Zeitpunkt ein nicht mehr zu vermeidendes politisches Mittel werden. Wir dürfen dabei aber nicht vergessen, dass die politische Urteilskraft auch mit dem Realitätsgehalt unseres Denkens zu tun hat, das wir vor Fehldeutungen zu schützen haben.

V.

An diesem Punkt könnte etwas bedeutsam werden, was das ausgehende Mittelalter mit dem Festlegen eines religiösen Festes angesichts eines politisch und militärischen Sieges zum Ausdruck brachte, dass heute das Denken auf Ziele hin und die Vermittlung durch die Religion für den Vernunftbegriff bedeutsam sein könne. Konkreter hätten wir zu fragen, welchen inhaltlichen Gehalt wir dem Glauben und der Religion zusprechen wollen, also, welcher philosophische Gehalt heute den Religionen und vor allem dem Christentum in dieser nachsäkularen Zeit zuzubilligen wäre, um universalistische Werte wie die Menschenrechte nicht nur abstrakt herzuleiten, sondern aus ihren unterschiedlichen Entstehungskontexten zu verstehen, um damit Zielpunkte der friedlichen Beilegung dieser Konflikte formulieren zu können.

Natürlich handelt es sich hier um eine langfristige Perspektive, die ich aber für uns erinnern will, weil ich der Überzeugung bin, dass wir als Kirche dies im öffentlichen Raum zu vertreten und immer wieder zu erinnern haben: Die inneren Werte des Sakralen und der Religion, erst recht unseres Christseins, kommen mit der Bedeutung der Menschenwürde und der Menschlichkeit aus einer Quelle, die von Gott und nicht vom Menschen selbst stammt. Für die Humanität der gesamten Welt könnte dieser Gedanke von großer Bedeutung sein. Mir geht es darum, für eine Religiosität auf recht flexibler Ebene zu werben, die die Vernünftigkeit einer Menschenrechtsordnung unterstützt und kennt, weil die Menschenrechte der Menschheit im Ganzen gehören und nicht nur Einzelnen. Wir wissen von genügend Völkern und

Machtsystemen, die genau dies bisher strikt bestreiten. Aber dennoch: Diese Perspektiven können sehr grundsätzlich hilfreich für Friedenswege sein.

Eine der ganz großen Perspektiven des Erbes des Christentums besteht doch darin, was mit dem ersten Satz des Johannesevangeliums beschrieben wird, dass nämlich Gott Logos ist, also der Vernunft und dem Nachdenken zugänglich, ohne davon gänzlich erfasst zu werden. Gerade hier sehen wir, welche Aufgabe wir selber als Christen haben, denen die Fähigkeit des Glaubens und die Fähigkeit des Denkens, die Fähigkeit des Religiösen und die Fähigkeit der Vernunft zugleich gegeben sind und bleiben. Genau in einem solchen Spiel ihres Einanders könnten uns Ziele aufgehen, die bedeutsam sind und die ich an dieser Stelle auch nochmals erinnern möchte: Es muss uns ein Moment des Erschreckens bleiben, dass so wenig positive Ziele des Engagements im Ukrainekrieg, aber auch in vielen anderen Auseinandersetzungen gegeben sind. Wir können nicht immer nur von Abwehr sprechen, sondern müssen positiv formulieren, was es heißt, die Menschenrechte, das Recht und die Menschenwürde als unverzichtbar bedeutsam zu halten und zu verteidigen.

VI.

Es gilt eben grundsätzlich, die Würde jedes Menschen im Blick zu behalten, auch die von Gegnern, ohne dabei die Gewalt zu verharmlosen. Diese Einladung zu einer fortwährenden Selbstreflektion möchte ich heute genau an dieser Schnittstelle zwischen Religion und Vernunft, zwischen Denken und Glauben, zwischen dem Sieg über die Türken bei Lepanto und dem Einsetzen eines Rosenkranzfestes erinnern. Genau an dieser Stelle befinden wir uns nämlich heute – in einer Zeitenwende, in der wir uns aus dem inneren Kern christlicher Überzeugungen einem Dienst der Versöhnung im Namen der Menschlichkeit verschreiben, weil wir Menschen sind und bleiben. Der prophetische Narrativ, den wir heute zu verkünden haben, lautet: „Seid Menschen!“. Die dahinterstehende theologische Einsicht in das Geschöpfsein des Menschen verbindet sich mit dem verantwortungsethischen Beschreiben seiner Aufgaben, für den Frieden als einem Werk der Gerechtigkeit einzutreten aus Quellen, die für alle Menschen zugänglich sind.

Hier müssen wir, mehr sogar als früher, lernen, postkonfessionell das Christentum zu denken und uns nicht in eine legalistische Rückzugsmentalität zurückzuziehen, sondern kreativ Minderheit zu sein, der es gelingt, die Erzählstruktur des christlichen Glaubens neu zu entdecken, so wie es in

der Apostelgeschichte beschrieben wird. Was mit der Erfahrung des Glaubens auf der Ebene einer vermittelbaren Vernunft beginnt und zuletzt das Risiko dieses Glaubens annimmt, das sich mit der Hoffnung verbindet, dass am Ende Gott vollendet, was wir Menschen beginnen, bleibt dabei vorgegeben.

Genau dies ist die Form des Nachdenkens, die uns im Blick auf das heutige Fest, das wir begehen, bewegen muss. Auf eine neue Weise gehören in einer nachsäkularen Zeit Religion und Vernunft, das Wesen des Menschen in seiner nüchternen Vernünftigkeit mit seiner religiösen Fähigkeit, alles zu transzendieren, zusammen. So könnten wir auch die Chance haben, mit jenen in Kontakt und Austausch zu treten, die zu den vielen gehören, die der Religion nichts mehr zutrauen und von der Vernunft und ihrer Kraft oft nur noch eine blasse Ahnung haben.

VII.

Es wäre dann so, als würden wir der marianischen Logik des heutigen Evangeliums folgen können, in der wir an Maria selbst sehen, was es, mit aller Vernünftigkeit gesagt, bedeutet, sich dem Glauben und damit auch der Perspektive des Hoffens zu stellen und zu sagen: „Ecce-Fiat-Magnificat“. Praktisch bedeutet dies Folgendes: Die Wirklichkeit zu sehen; sich in das Erkannte einzulassen; Gott groß zu machen.

Mit diesen drei Schritten könnte eine schlichte und einfache Religiosität als Ausdruck echter Menschlichkeit zu einem Leitfaden werden, der auf einfache Weise darstellt, was in der Komplexität unserer Situation der Glaube in einer nachsäkularen Zeit bedeutet, erst recht unter den Herausforderungen des Soldatenberufes. Es geht darum, die Wirklichkeit zu sehen. Es geht darum, das Mögliche und Erkannte zu tun. Es geht darum, im Glauben Gott als die Quelle der Vollendung zu bekennen. Darum geht es, wenn wir mit Maria sprechen: „Ecce-Fiat-Magnificat“! Amen